Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

FRITZ STRICH: GOETHE UND DIE WELTLITERATUR

Dieses bedeutende Werk[1] ist ein im schönsten Sinn sehr deutsches Buch und erscheint in einem geschichtlichen Moment, der Deutschem nicht gewogen ist. Es wäre vor tausend Jahren noch unzeitgemäßer gewesen, wird überhaupt niemals modern wirken und ist doch höchst aktuell. Hier ist Goethe weder zum Denkmal entwirklicht noch als nationaler Popanz mißbraucht, sondern in seiner Bedeutung als Europäer und für Europa erfaßt.

Beim Einzelmenschen wie im Staatsleben verrät Chauvinismus eine substanzielle Schwäche. Man ist nicht stark genug, das Fremde zu durchdringen, es sich einzuverleiben, man wehrt es ab aus Furcht, ihm zu erliegen. Eigenart jedoch, die sich gefährdet fühlt, ist bereits in sich gefährdet, nicht durch das Fremde, sondern durch die Atrophie der Eigenart, der persönlichen Substanz. Hier verläuft der Graben, der Goethes mächtige Persönlichkeit von seinem Volk getrennt hat, von hier aus waren die Verdächtigungen möglich, denen zu Lebzeiten wie späterhin seine Vaterlandsliebe von seiten der «teutschen» Uebernationalisten ausgesetzt war, an dieser Stelle zweigte der Weg ab, der die Deutschen immer weiter von Goethe weg in den Abgrund geführt hat. Es wäre schade, würde Fritz Strichs Buch nur als literarisches Erzeugnis gelesen, gewertet, gewürdigt.

Goethes Gegner, und das waren vorwiegend die Ueberwerter des deutschen Wesens, an dem die Welt genesen sollte und an dem sie so verzweifelt krank geworden ist, haben seinen Egoismus stets betont. Sie sahen eine zweifelsohne überragende Erscheinung sich eigner wie fremder Fähigkeiten konsequent bedienen. Was hätte, so seufzten sie, eine derartige Kraft vermocht, wenn sie das nationale Interesse mit Kriegsgesängen, betontem Deutschtum, chauvinistischem Eigennutz vertreten hätte, geistiger Förderer des nationalen Dünkels gewesen wäre. Nie hat der deutsche Pächter des vaterländischen Gefühls vernehmen, geschweige denn verstehen wollen, was Goethe zu solchen Ansprüchen an sein Leben und Schaffen immer wieder gesagt hat. Die hörbar geschwellte nationale Heldenbrust hat trotz aller Festreden nie begriffen, daß in Goethe ein einziges Mal Deutschland die Welt erobert und sich tributpflichtig gemacht hat. Die Kämpfer mit Feuer und Schwert werden nie erfassen, daß ihr blutiger Machtrausch die Bewunderung verehrender Liebe, die Goethe seinem Volk erwarb und als Erbe hinterließ, vertan hat.

Das Werk Fritz Strichs polemisiert und predigt nicht. Es zeigt bienenfleißig und überzeugend in einer Lebensarbeit auf, was Goethe mit seiner eigenen angestrebt hat. Goethe hat das Fremde nie ausschließen, ein Nur-Deutsches hochzüchten, sondern alles irgend erreichbare fremde Kulturgut aufnehmen, mit eignem Wesen durchdringen, es ihm einschmelzen wollen. Im Divan lebt der Orient

[1] A. Francke AG. Verlag, Bern.

Goethes, die Griechin Iphigenie, die Gestalten des Tasso spiegeln das Leben ihres deutschen Schöpfers, der Fausthimmel sogar ist ein Himmel Goethes. Wie der Ozean im gewaltigen Einatmen seiner Ebbe alles an sich zu ziehen scheint, so atmet hier ein umfassender Geist das Kulturgut der Welt in sich hinein und zieht zugleich mit solch magischen Atemzügen die Vertreter fremden Geistes, fremder Größe in seinen Bann. Ausatmend stellt eine ursprüngliche Schöpferkraft das Aufgenommene als Eigenes vor uns hin, von der Persönlichkeit, die Goethe heißt und deutschen Ursprungs ist, geprägt.

Für den Deutschen, der zur geistigen Autarkie gefährlich neigt, weil sie seinem Hang zur Selbstüberschätzung schmeichelt, ist es innerhalb seines Landes, in der ihn dort umgebenden Luft sehr schwer, sich zu der Stufe zu entwickeln, von der aus er mit Goethes Augen in die Welt schauen lernt. Dessen Weltbürgertum hat nichts mit farblosem Kosmopolitismus zu tun, der aus der Not eine Tugend macht. Es ist in der eignen Wurzel ruhendes, würdevoll gelassenes Bürgertum, das in die Weite schaut und die Türen des großen Hauses offen läßt. Goethe reist selten herum, wenn er es tut, geschieht es mit fest gesteckten Zielen. Der Greis auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Entwicklung reist nicht mehr. Er «empfängt» und münzt Empfangenes in Weisheit um. Diese Münze deutscher Herkunft, Goethescher Prägung, ist nicht mehr national. Sie enthält die Güter der Welt, ist der gesamten Menschheit zugedacht, hat Weltgeltung.

Für Fritz Strich war es vielleicht notwendig, sein Vaterland zu verlassen, es in seiner größten, umfassendsten Erscheinung mit sich zu tragen, damit die Konzeption seines Buches die reife Gestalt gewinnen konnte, die es heute hat. Es schwingt kein Ressentiment darin, es ist wider niemanden geschrieben und für das Größte, das in Goethe verkörpert ist: das kulturelle Erbe Europas. Deshalb geht es jeden Menschen an, der sich diesem gefährdeten Erbe verpflichtet und zugehörig fühlt. Der Autor sieht Goethes Sendung mit Augen, die sich im liebenden Blick auf die verehrte Gestalt geweitet haben.

CARMEN KAHN-WALLERSTEIN

EIN KÜNSTLERSCHICKSAL IN AMERIKA

Thomas Wolfes Briefe an seine Mutter

Die amerikanische Literatur mit ihrer Fülle von Memoiren, Tagebüchern und Briefsammlungen hat doch sehr wenig Werke mit wirklichem Bekenntnischarakter aufzuweisen. Es mag dies mit dem so stark entwickelten Bewußtsein der sozialen Bedingtheit zusammenhängen, das dem amerikanischen Schriftsteller stets den Leser gegenwärtig hält und ihn davor zurückschrecken läßt, allzu Persönliches dem Papier anzuvertrauen. Benjamin Franklin hat mit seiner Autobiographie, in der die Abenteuer der Jugend aus der Distanz der Jahre mit einer lehrhaften Sachlichkeit dargestellt sind, ein Muster für die Gattung geschaffen, dem auch die Heutigen noch zustreben. Es sind ja auch die Erfolgreichen, die Memoiren schreiben und deren Briefe gesammelt werden, und was das Publikum an solchen Büchern schätzt, ist die humoristische Abmilderung der Wirklichkeit, die leicht verklärte Stimmung, mit der ein glücklich Gelandeter auf die stürmische Fahrt zurücksieht. So ist es jedesmal ein Ereignis, einem Buch zu begegnen, worin ein Mensch von geistigem Rang sich in der grellen Unmittelbarkeit seiner Alltagsnot darbietet. Ein solches Dokument hat der Dichter Thomas Wolfe in den Briefen an seine Mutter hinterlassen. («Thomas Wolfe's letters to his mother.» Charles Scribner's Sons, New York.)

Schon in den frühen Briefen Thomas Wolfes kommt die Pein des Gehetzten

zum Ausdruck, den die Ahnung anweht, daß ihm für all seine Pläne nur ein halbes Leben gewährt ist. Der Zwanzigjährige ist sich seiner künstlerischen Bestimmung völlig bewußt und mit verbissener Energie kämpft er um Zeit für das Ausreifen seiner Begabung. Die Mutter, eine nüchterne, geschäftskluge Frau, die ihm das Studium finanziell ermöglicht hat, drängt ihn, ans Geldverdienen zu denken und eine Lehrerstelle anzunehmen. Tom (wie er in diesen Briefen heißt) wehrt sich gegen solche Kompromisse; er fühlt, wie die Tretmühle der Tagesarbeit seine Kräfte schnell verbrauchen wird. «Das Schreckliche an den meisten Menschen ist ihre Vorsicht», erwidert er, «die duckende, verächtliche Vogel-in-der-Hand-Theorie.» Der Jüngling hat diese kleinbürgerliche Angst nicht mehr, weil er eine andere, schlimmere bereits erfahren hat: Ausgelöscht zu werden, bevor die Dichterphantasien Gestalt gewonnen haben. Ein Bluthusten hat ihm den Verdacht aufgedrängt, auch er sei von der in der Familie bereits aufgetretenen Tuberkulose erreicht worden. Die Krankheit ist überstanden, und wenn das Erlebnis ihn zuerst zutiefst erschreckte, führt es nun zu seiner moralischen Festigung. «Ich fühle jetzt», schreibt er der Mutter, «daß ich mit festerem Tritt und entschlossenerem Herzen weitergehen kann. Es ist ein neuer Fatalismus in meinen Ueberzeugungen, und ich bin bereit für alles was da kommen mag, denn was immer es auch sein möge, bis dahin will ich mein Wesen ganz zum Ausdruck bringen.»

Es hat etwas Peinliches und doch auch Rührendes, wie in den Briefen des Studenten die mahnende Mutter immer wieder mit detaillierten Schilderungen literarischer Projekte hingehalten wird. Es ist wie ein Bitten um Aufschub einer Schuld, ein Versprechen, das in seinem Studium angelegte Kapital einmal zu guten Zinsen zu bringen. Durchdrungen von dem Glauben, an einer berühmten Universität wie Harvard sei alles zu erlernen, setzt Tom seine ganze Hoffnung auf das Seminar eines Professors, der die Studenten beim Abfassen bühnengerechter Theaterstücke berät. Er will, er muß eines jener Erfolgsstücke zustande bringen, die dem Autor mit einem Schlag ein Vermögen einbringen und damit auch alle Zweifel an seinem Genie beseitigen. Das Fiebrige dieser Anspannung drückt sich manchmal in Formulierungen aus, die wie ein In-Szene-Setzen klingen könnten, wüßte man nicht, wie ernst er es meint. «Wenn Erfolg vom verzweifelten Wollen abhängt», schreibt er der Mutter einmal, «wird's mir nicht fehlgehen. Wenn ich je zu der Ueberzeugung kommen müßte, daß ich zu ewigem Mißlingen verurteilt bin, die Sterne über mir nie erreichen kann — ich würde mich, glaube ich, umbringen.»

Für die künstlerische Entwicklung Thomas Wolfes war es wahrscheinlich ein Vorteil, daß die Theaterträume durch die Ablehnung seines Schauspiels ein frühes Ende fanden, denn es ist fraglich, ob er als Bühnendichter, eingeengt durch so viele technische Rücksichten, je seinen eigenen Ton gefunden hätte. Der Verzicht war schmerzlich genug, aber nachdem die erste Bitterkeit überstanden ist, wird die Enttäuschung zum Ausgangspunkt einer geistigen Klärung. Bisher hatte er die ihm eingeprägte Wertordnung, worin wirtschaftlicher Erfolg an erster Stelle stand, als ein Dogma akzeptiert. Man konnte auch mit dieser Auffassung ein Schriftsteller werden, aber dann mußte man eben ein erfolgreicher Schriftsteller sein, der an Dollareinkommen keinem Geschäftsmann etwas nachgab, sonst war man nach der Meinung aller guten Bürger nur ein Versager. Gegen diese Ueberzeugung, die jedes Fiasko als einen Urteilsspruch ohne Berufungsmöglichkeit ansieht, lehnt sich der Selbsterhaltungswille des Künstlers auf, der sich das Recht zu seinem Schaffen durch nichts verkümmern lassen darf. Zwar muß sich Thomas Wolfe nun doch der Notwendigkeit fügen und ein Unterkommen als Lehrer annehmen, eine Tätigkeit, zu der ihm, wie er resigniert feststellt, Gott oder Satan nicht das Temperament gegeben hat, aber mit der finanziellen Unabhängigkeit erwirbt er sich das Recht zu seiner eigenen Lebensform.

Wenn sich in die Briefe aus diesen Jahren manchmal etwas Bitterkeit mischt, so ist dies begreiflich, denn die Verständigung zwischen der Welt der Mutter und der des Sohnes wird immer schwieriger. Die Sechzigjährige, schon immer eine tüchtige Geschäftsfrau, hat nun erst ihr wahres Talent entdeckt und sich zu einer Grundstückspekulantin entwickelt, die mit gewagten Operationen in Florida in kurzer Zeit ein Vermögen zusammenrafft. Tom hingegen, in dessen Natur es nicht liegt, mit seinen Kräften oder seinem Einkommen hauszuhalten, kommt aus den Sorgen nie heraus, und das einzige was er aufzuweisen hat, ist eine Kiste mit unveröffentlichten Manuskripten. Er leidet unter der Entfremdung von der Mutter, die ganz von ihren Geschäftsinteressen absorbiert ist, und während er die neugewonnene Unabhängigkeit durch sarkastische Schilderung der Business-Welt betont, wirbt er doch immer wieder um Verständnis für seine Eigenheit. «Du kennst mich nicht, Mama», schreibt er, «ich bin Dir nicht wichtig. Ich bin ein Mann geworden und Du willst niemals begreifen, daß ich älter bin als damals, wo Du mich mit Dir nahmst und ich acht Jahre war. Ich will niemals vergessen oder es an Dankbarkeit fehlen lassen für alles, was Du für mich getan hast, aber ich werde es eines Tages zurückzahlen.» Und dann fährt er fort, mit der Klarsicht des Gezeichneten, der um sein Schicksal weiß: «Ich werde groß sein — wenn ich nicht zu früh sterbe — und Du wirst als meine Mutter berühmt sein. Ich sage das ganz im Ernst, ich glaube daran.»

Die Korrespondenz mit der Mutter reicht bis in Thomas Wolfes letztes Lebensjahr, aber mit dem Beginn der Europareisen macht sich eine Aenderung im Tom bemerkbar, als ob sich das Verhältnis durch die Berührung mit dem neuen Milieu gelockert hätte, und an die Stelle der leidenschaftlichen Ausbrüche tritt eine etwas resigniert gefärbte Sachlichkeit. «Ich glaube, wir beten verschiedene Götter an», resümiert er die Beziehung nun, «und wenn wir einander nicht verstehen können, so wollen wir doch versuchen, loyal zu sein.» Für die Entwicklung als Künstler waren die Wanderungen in Europa wichtige Stationen. Hier fand Thomas Wolfe die Ungebundenheit und Muße, die Amerika nicht zu bieten vermag und die der Dichter doch braucht, damit sich die Spiegelungen des Lebens wieder zu einer neuen Einheit formen können. Aber obwohl es ihn immer wieder übers Meer zog, konnte ihm die Enge europäischer Verhältnisse auf die Dauer nicht behagen, und nie fühlte er sich mehr Amerikaner, Abkömmling wagelustiger Siedler, als bei seinen Reisen in Frankreich. Zurück in New York, muß er dann allerdings feststellen, daß auch die Landsleute mit ihrer lärmenden Geschäftigkeit ihm fremd geworden sind. Wo war denn nun die wahre Heimat: «Fremde sind wir, einsam in eine fremde Welt geboren», heißt es in einem der Briefe. Es ist die Grundmelodie seines ersten Romans, ja seines ganzen künstlerischen Schaffens.

Thomas Wolfes erstes Buch «Look Homeward, Angel» brachte dem 29jährigen den so lange erstrebten Erfolg. Europa kennt nur die Tragik des unbekannten Genies, Amerika auch die des plötzlich entdeckten. Zur Tagesberühmtheit geworden, lernt Thomas Wolfe nun alle Miseren des in Mode befindlichen Autors kennen: zudringliche Neugierige, gesellschaftlichen Trubel, Agenten, die Geschäfte machen wollen, Schwindler, die auf Beute aus sind. «New York kümmert sich entweder überhaupt nicht um einen oder es versucht einen aufzufressen», berichtet er der Mutter. Für Tom ist es eine ganz neuartige Erfahrung, einmal ohne Geldsorgen zu sein, ja ein paar tausend Dollars übrig zu haben. Er beschließt, die unbequeme Lehrstellung aufzugeben, sich ganz seinem Werk zu widmen, Berufsschriftsteller zu werden, nicht ahnend, welche Bürde er damit auf sich nimmt.

Das amerikanische Publikum vergißt sehr schnell, und wenn aus der geglückten Spekulation eines Erstlingswerk ein solides Geschäft werden soll, muß der Name des Autors wie eine Warenmarke der Leserschaft immer wieder in Erinnerung gebracht werden. Die Hauptfigur in Thomas Wolfes Leben wird nun der Verlags-

direktor, der die Rolle des realistisch denkenden Partners in einem gemeinsamen Geschäftsunternehmen einnimmt, helfend und anspornend, aber auch darauf bedicht, daß nicht artistische Bedenklichkeiten das Verlagsinteresse gefährden. Als Honorar und Vorschüsse aufgezehrt sind, müssen aus dem neuen Romanmanuskript Episoden zu Zeitschriftenerzählungen ausgearbeitet werden, um Prestige und Börse aufzufrischen. «Ich bin es etwas leid», klagt er der Mutter, «zu hören, was für ein berühmter Autor ich bin und wie jeder darauf wartet, mein nächstes Werk zu sehen und mir dann von Woche zu Woche Sorge machen zu müssen, wo ich die Miete hernehme.» Ist schon die eigene Lage nicht glänzend, so ist die der Familie verzweifelt, denn inzwischen ist die Wirtschaftskrise mit voller Macht ausgebrochen, das Vermögen der Mutter wieder zerronnen, und Tom muß nach allen Seiten helfen. Da ist keine Zeit, ein Werk ausreifen zu lassen; schließlich muß er doch dem Drängen des Verlegers nachgeben und das Manuskript von «Of time and the river» notdürftig für die Publikation zurechtstutzen. Es ist das letzte Werk, das Thomas Wolfe noch selbst zum Abschluß bringen kann. Mittwegs und doch schon erschöpft, erliegt der 38jährige der Tuberkulose.

Der Psychologe wird in der Briefsammlung ein ungewöhnliches Quellenmaterial für den Konflikt zwischen einem sensiblen Jüngling und einer beherrschenden Mutter finden. Thomas Wolfe war der Letztgeborene in einer großen Familie, der schutzbedürftige und doch auch wieder um seine Unabhängigkeit ringende «Kleine», ewig zwischen dem Bedürfnis nach Anlehnung und der Sehnsucht nach Selbständigkeit hin und her getrieben. Den Prozeß der Befreiung von der mütterlichen Autorität verfolgte er in seinen Romanen zurück bis in die frühe Kindheit, aber noch der erfolgreiche Autor verlangt bei jedem Schritt die Billigung der Mutter und bei allem, was wie eine Extravaganz aussehen könnte, sucht er sich umständlich zu rechtfertigen. Seltsam sind die Geburtstagsbriefe an die Mutter, die etwas gespreizt Feierliches haben, wie Gratulationsschreiben an einen Vorgesetzten. Sie kommen überdies nie zur Zeit, denn der sonst mit einem ausgezeichneten Tatsachengedächnis bedachte Schriftsteller kann sich weder den mütterlichen Geburtstag noch den irgendeines Familiengliedes merken.

Die Mutter starb im Vorjahr. Sie war in ihren letzten Lebensjahren nun wirklich die «berühmte Mutter», wie Tom es vorausgesagt hatte, zu deren Haus die Bewunderer des Dichters von weither kamen, die in Empfängen und bei Banketten gefeiert wurde. Sie fand sogar einen Biographen, der die Gespräche mit ihr sorgfältig aufzeichnete und sie jetzt als Buch herausgebracht hat. Da gibt sie nun die Chronik ihrer Lebensschicksale, noch im Rückblick ihre Abenteuer auf dem Grundstückmarkt in Florida genießend, und wenn zwischen all den Geschäften und Zahlen gelegentlich von Tom die Rede ist, so klingt etwas wie Erstaunen durch über die wunderliche Welt, die den Erzähler der Familiengeschichte soviel interessanter findet als die Familie selbst.

BERTHOLD BIERMANN

RICHTIGSTELLUNG

Der Literaturhistoriker Carl Seelig hat sich das Verdienst erworben, die verschollenen Gedichte meines Kameraden Georg *Heym* (1887—1912) neu zu sammeln und in einem vornehmen Bande herauszugeben, zusammen mit einem «dokumentarischen Bericht über Leben und Sterben des Frühvollendeten». Das Dokumentarische des Berichtes besteht hauptsächlich in Mitteilungen überlebender Freunde und Kameraden, so meinen Mitteilungen. Der Herausgeber hatte mich brieflich darum ersucht, und da ich einer der Gründer und bis 1911 der Leiter jenes literarischen Clubs war, der Heym entdeckte und in dessen Rahmen er

auftrat, da ich auch zu den paar Zeitgenossen gehörte, die sich noch zu Lebzeiten des Dichters öffentlich für ihn eingesetzt haben (ich tat's im Berliner «PAN»), so entsprach ich dem Ersuchen mit Vergnügen.

Das Vergnügen verringerte sich, als ich jetzt in dem Bande (Georg Heym, «Gesammelte Gedichte», im Verlag der Arche, Zürich 1947) feststellen mußte, daß der Herausgeber in dem von mir zur Verfügung gestellten und rechtens benutzten Texte, *zwischen Anführungszeichen und Anführungszeichen,* erhebliche Aenderungen vorgenommen hat.

Zunächst stilistische. Ich bringe ein einziges Beispiel. Ich hatte in meinem Briefe vom 16. Februar 1946 an Herrn Seelig über Georg Heym geschrieben: «Er war ein, für mein Auge jedenfalls, außerordentlich schöner Mensch: frisch, herb, kraftvoll, schnittig, blond, zwar nicht allzu hoch gewachsen, eher gedrungen, aber musklig wie ein Panther, sehr straff in der Haltung, mit mächtigem Brustkorb ... kleidete sich unauffällig elegant, machte den Eindruck eines (aber unrohen) Berufs-Athleten oder eines jungen Offiziers in Zivil. Er hatte nicht zu große, doch sportlerische, scharf beäderte Hände. Seine Farben waren immer frisch, sein Blick streng. Mit einem Wort: er paßte in den Décadence-Kreis des ‚Neuen Club' wie die Faust aufs Auge. Er war wirklich ganz Faust (nicht Heinrich, sondern geballte Hand). Just das Faustische im Goethesinn fehlte ihm völlig ...»

Seelig läßt die Einschränkung «für mein Auge jedenfalls» fort, verwandelt den «Eindruck eines (aber unrohen) Berufs-Athleten» in den primitiveren «eines unrohen Berufsathleten», macht aus sportlerischen Händen «sportliche» und verkitscht den Schluß in: «Er war wirklich ganz Faust, ganz geballte Hand. — Hingegen fehlte ihm das Faustische im Goethesinn völlig.»

Gefiel Herrn Seelig diese Fassung besser, so durfte er sie drucken lassen — aber niemals zwischen Anführungszeichen.

Aerger ist die inhaltliche Aenderung, die er tätigte. Ich schrieb über Heym: «Aber er war philosophiefern, er war, bei aller, wenn man will, Tiefe seiner Visionen, im Grunde ungeistig — zumindest von der logizistischen, begrifflichen Form der Geistigkeit so weit ab wie nur irgendein Bürger. Er war unproblematisch. Diese (negative) Eigenschaft zog die hyper-intellektuellen und instinktkrüppligen, zugleich misautischen Majoritäre jenes Kreises gewaltig an ... Mich und auch meinen Ernst Blaß zog *diese* Eigenschaft Heyms *nicht* an. Wir forderten keine philosophierende Lyrik zwar, aber doch eine, in der das Erleben des philosophischen Menschen mitverarbeitet ist. Der nichtdenkerische Dichter, so eminent er als Visionär und formal sein mochte, erschien uns zweitklassig. Unter dieser Perspektive waren wir imstande, Goethe und Hardekopf zu wert-identifizieren; Heym, bei aller Glorie seiner dämonischen Kraft, fiel dagegen ab. Er wurde in unsern Augen paradoxerweise einem Idylliker wie Mörike verwandter als ... den Philosophoiden, etwa George.»

Hieraus macht Seelig (immer zwischen Gänsefüßchen): «Aber er war philosophiefern, trotz der Tiefe der Visionen im Grund ungeistig, unproblematisch wie nur irgendein Bürger ...» Man vergleiche! Und man wird die geradezu frevelhafte Vereinfachung, Vergröberung, Entstellung, Entgeistigung bemerken. Der Zitator fährt fort: «Gerade diese Eigenschaft zog die hyperintellektuellen Anhänger des ‚Neuen Club' magnetisch an; Georg Heym war für uns ein undenkerischer Dichter ... So empfanden wir ihn bei aller dämonischen Kraft paradoxerweise dem Idylliker Mörike näher verwandt als dem philosophischen Stefan George.»

Wer «wir»? Und «Anhänger des Clubs»? Ich hatte von keinem gesprochen. Von den Mitgliedern hatte ich gesprochen und «Majoritäre» unter ihnen von einer Minderheit unterschieden, zu der Ernst Blaß und ich gehörten. «Für *uns* ...», «empfanden *wir* ...»; das klingt ja, als hätte ich meinen Freund Blaß und mich selber zu den hyper-intellektuellen Instinktkrüppeln gezählt und die selbst-

hasserischen Verehrer Heyms, die leicht verkrampften Bekenner einer rein intuitiven, «visionären», exklusiv irrationalen Dichtkunst (einen bleich-rabulistisch-lemurischen Typus, der nie zum schöpferischen Zuge kam) verdächtigt, sie hätten ihren Helden für «undenkerisch» gehalten und fast für «idyllisch» — das Gegenteil war der Fall und von mir berichtet. Der Satz «Georg Heym war für uns ein undenkerischer Dichter» kommt in meiner Aufzeichnung überhaupt nicht vor, aber Seelig schreibt ihn mir zu. Für «undenkerisch» hielten ja selbst wir Minoritäre damals (die wir uns von den andern bald trennten und unsern eigenen Kreis bildeten) den außerordentlichen Künstler Heym nur mit jener Einschränkung, die ich oben anführte und die Seeligs «Zitat» rundweg unterschlägt.

Ich schweige von Zumutungen wie «magnetisch», von der Streichung der Notiz über Goethe und Hardekopf, von der Unterstellung, ich hätte Heym «dem philosophischen Stefan George» kontrastiert — während ich in Wahrheit George als Beispiel für Philosophie heranzog. George, wie alle wirklich *großen* Dichter, war philosophoid, philosophisch (was auch ein kleiner Dichter sein *kann* und ein großer nicht sein *muß*, aber bisweilen ist, siehe Schiller) war er, glaube ich, nicht.

Sind Nuancentöter schlechthin ein Greuel, so werden sie zur öffentlichen Gefahr, wenn sie in der Eigenschaft als Zitierer andern Autoren ihre eigenen, eigenmächtigen Formeln unterschieben; wenn sie Simplizitäten, Schiefheiten, Kitschgemutes, ja faktisch Unzutreffendes in Anführungsstrichen als von jemand geäußert drucken, der sich lieber sonst was abbisse, als dergleichen aufs Papier zu setzen. Niemand auf diesem Planeten ist verpflichtet, zu zitieren; zitiert er, so hat er sich an die Worte zu halten, die er vorfindet. Mißfallen sie ihm, so darf er auf die Zitation verzichten. «Verbessernd» an ihnen herumpolken darf er nicht. Nicht in einer Weise «kürzen», daß vom Gesagten das Gegenteil herausspringt.

Ich gehörte zu den sehr respektvollen, aber kritischen Kameraden Heyms, sehe auf ihn auch heute noch, nach fünfunddreißig Jahren, als auf einen wesentlich Unwesentlichen, aber ehrerbietig zurück, ehrerbietig und mit gewisser kühler Liebe. Ueberlebende aus dem Kreise seiner engsten Freunde und fanatischen Verehrer (ein Erwin Loewenson etwa) müssen mich nach der Lektüre des durch Herrn Seelig von mir «Zitierten» geradezu für einen Geschichtsfälscher halten. Soll ein der Wahrheit dienender Verfasser genötigt sein, derlei Zitiermanieren hinzunehmen? Ist ein mit dem erdenklichen Höchstmaß an Verantwortung Formulierender Freiwild? Sind, vor dem Geiste, «Zitier»-Attacken dieser Sorte nicht beleidigender und strafwürdiger als Schläge ins Gesicht? Sollte das *Recht* nicht endlich Maßnahmen treffen, unsereinen vor Aggressionen dieser Art zu schützen? Ich würde hier die Güte einer Redaktion nicht in Anspruch nehmen, brächte mein Fall nicht ein *Prinzip* aufs Tapet, das, wie mir scheint, ganz jenseits des Falles geeignet ist, Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit zu werden.

KURT HILLER

EIN GROSSER SCHWEIZER KRIEGSROMAN

«Er schilderte, was ihm begegnet war und wie der Orkan der Zeit manches in ihm zusammengerissen, was er lang für sein Eigenstes gehalten, aber auch freien Raum geschaffen hatte, um das Leben eines Mannes widerstandsfähiger aufzubauen. Es ist wahr, er machte kein Aufhebens von sich und seiner Arbeit, und nur insofern berührte er seinen besonderen Willen, als er den Glauben verfocht, es müßte jetzt, in einem Unwetter vielfältiger Schuld, jeder Einzelne sein festes Heim aus dem errichten, was den ganzen Menschen aufrichtet, und nach guten Nachbarn ausschauen ringsumher. Man werde nichts zu erwarten haben vom Zufall und dem Geflick der Programme, aber alles von sich selbst, wenn immer man imstande sei, die Größe, die im Menschen ist, auch in den Menschen lebendig zu machen. Und

das sei, wie wenn ein Licht, das ausgegangen ist, wieder angezündet werde, damit immer mehr Menschen es hüten längs der zerstörten Straßen vom Krieg zum Frieden . . .»

Diese Sätze, die sich knapp vor dem Schlusse des Romans *«Die fremde Zeit»*, von Gustav *Keckeis* (erschienen im Artemis-Verlag, Zürich), finden, ziehen gewissermaßen die Summe aus dem in den vorangegangenen 650 Seiten entwickelten außerordentlich bunten und spannenden Geschehen. Es zeugt für die besondere Erzählkunst des Autors, daß sie nicht etwa als nachträglich aufgeklebte «Moral» der Geschichte erscheinen, sondern sich ganz zwanglos als eigene Erfahrung jedes Lesers ergeben, der den im Roman geschilderten Schicksalen mit offenem Herzen gefolgt ist.

Es ist kein «Erziehungsroman», es ist ein Buch der Erinnerung, der kritischen Rückerinnerung an eine Zeit, die uns, obwohl sie unsere eigene war, doch immer als die «fremde» erschienen ist; an eine Zeit, die uns oft auch uns selbst entfremdete. In der Art, in der Keckeis die so häufig verschütteten Wege aufzeigt, die seine Gestalten zu ihrem wahren Selbst zurückführen, ist die Größe seines Romanwerks beschlossen.

Auf der Suche nach seinem wahren Selbst ist vor allem der Hauptträger der Romanhandlung, der aus Hitlerdeutschland knapp vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges heimkehrende Basler Chemiker Karl Rhyner, der infolge merkwürdiger Verknüpfungen Gelegenheit hat, alle Aspekte der Schweiz im zweiten Weltkrieg unmittelbarer und inniger zu erleben als die meisten Bodenständigen, denn es liegt wahrscheinlich im Wesen des Auslandschweizers, «einen besonderen Sinn für die entbehrte Heimat» zu erwerben. Im Kampf gegen obskure, den materiellen und geistigen Bestand der Schweiz bedrohenden Elemente, in der Verbindung mit biederen Jugendfreunden und Militärdienstkameraden, in der Liebe einer hochgesinnten Frau findet Rhyner sich selbst und auch sein Volk, das ihm zunächst «unsichtbar» war.

In einem Bergwald unweit von Saas-Fee, als Rhyner beobachtet, wie die Bergler vor dem Alpwechsel die einzelnen Stücke ihrer Herden kennzeichnen, wird ihm angesichts dieses uralten Brauches die Vision des ganzen Schweizervolkes zuteil: «Volk, aus Urzeiten heranwachsendes Wesen vieler Einzelner in einer geheimnisvollen Einheit des Lebens. Leben, das Hag und Hüter der Heimat als Zelle des Vaterlandes war und im Blute die Erfahrung einer Vergangenheit fortpflanzte, die wie ein gewaltiger Baum in dunkler Tiefe wurzelt, aber so hoch ist wie die Jahrhunderte, und Gegenwart unaufhörlich aus sich treibt wie eine Krone das junge Gezweig . . . Rhyner wußte jetzt, er suchte dieses Volk. Es war schwer auffindbar in den Städten, wo die Unzähligen aus ihren Behausungen auf die Straßen, die Plätze und in große Hallen sich ergießen, ja, es war schier unsichtbar geworden in einer Zeit, die ihrer Herkunft aus dem Einst entfremdet war und darum, ohnmächtig geworden in der Gegenwart, blind in eine Zukunft drängte. Was war das für eine geheimnisarme Zeit, worin der Mensch sich von seiner Person, der Körper von seinem Zentrum, der Seele, zu entfernen wünschte, worin die Gesellschaft zur Masse zermalmt, der Organismus in Atome zerteilt und selbst diese noch zertrümmert wurden, damit entbundene Kräfte, von ihrem Mittelpunkt wegstürzend, hineinjagten in eine erdachte, vom Leben nicht vorgebildete Zukunft?»

Auf diese bedrängenden Fragen weiß der Autor die Antwort: «Konnte das unerschöpfliche Leben, in der dumpfen Sehnsucht der Zahllosen unablässig wirkend, nicht selbst auf einem Abwege die geheimnisvolle Straße der Menschen weiterbauen und eine neue Einheit formen, größer als jede zuvor: das Volk der Menschheit?» — Ist diese Antwort auch nur in die bescheidene Form einer Gegenfrage gekleidet, so enthält sie doch die trostvolle Lösung aller Problematik der «fremden Zeit», die an dem von Keckeis lebendig und kunstreich dargestellten Schweizer Beispiel überschaubar und faßlich geworden ist.

h.